

Ein Familienwappen.

Originalerzählung von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Adriana schien sich nicht verrechnet zu haben, wenn sie diesen Glauben hegte. Man wich unwillkürlich vor der hohen Frauengestalt mit dem schneebleichen und dennoch so wundersam holden Antlitz zurück, man wagte nicht, den blutbefleckten, greisen Mann anzutasten, den sie sorgsam am Arme führte. Doch der Weg, den Adriana mit dem Grafen zurückzulegen hatte, war weit.

Unter einer aufgeregten, revolutionären Menschenmasse fehlen nie die Stimmen, die zum ärgsten und grausamsten raten. Auch begann sich die erste Ueberraschung über den Anblick ihrer Schönheit abzuschwächen. Mit Entsetzen hörte Adriana, wie die Drohungen, die Verwünschungen wieder lauter und zahlreicher wurden. Ein Menschenknäuel drängte sich unversehens zwischen sie und den Vater. Im nächsten Augenblick sah sie sich allein, schutzlos, nur von erhitzten Gesichtern und drohend erhobenen Armen umgeben. — Eine momentane Schwächeanwandlung verdunkelte ihren Blick. Sie meinte, sie müsse zu Boden sinken und von den Füßen der aufgeregten Menge achtlos zertreten werden. Aber sie hatte kräftige Nerven, die junge Ungarin, sie wußte das bebende Herz zu beschwichtigen, die wankenden Kniee durch ihren starken Willen zu unterstützen. Die strahlenden Augen fest auf ihre unheimliche Umgebung gerichtet, die zarten Hände über der Brust gefaltet, so ließ sie sich von dem Menschenstrudel dahintreiben. Ungewiß, wohin sie die Strömung tragen, ob sie je wieder einen sicheren Hafen erreichen würde. Da kam ein entsetzlicher und entscheidender Augenblick für sie. Eine Frau aus dem Volke hatte die flimmernden Brillanten in ihren Ohren entdeckt und streckte begierig und jubelnd die Hände darnach aus. Hundert Arme folgten dieser Bewegung, man wollte der glücklichen Entdeckerin die Beute nicht ohne Kampf überlassen. Und in diesem Kampfe mußte Adriana zu Grunde gehen. Sie wußte dies auch. Ein heißes, kurzes Gebet stieg mit ihrem bangen Blick zum Himmel auf.

„Ich bin verloren!" stammelten ihre farblosen zitternden Lippen.

Da teilten kräftige Arme unwiderstehlich die Reihen der Beutegierigen, die sich schon gegenseitig mit Faustschlägen anfielen. „Ist das euer, der Volkshelden würdig, wehrlose Frauen zu mißhandeln?" schrie eine kräftige Männerstimme, und ein hochgewachsener Jüngling von fast herkulischen Formen stand im nächsten Augenblicke schützend vor Adriana. Ihm folgten mehrere andere Männer, die gleich ihm eine Art von Uniform trugen, blaue, offenbar aus alten Militärkleidern gefertigte Ueberröcke. Es waren die ersten Anfänge der später so berühmt gewordenen Nationalgarde.



König Milan I. Obrenowitsch von Serbien. (Mit Text.)

Adriana warf einen einzigen Blick in das Gesicht ihres so plötzlich aufgetauchten Beschützers. Dann verließen sie plötzlich alle ihre unnatürlich angestrengten Kräfte. Mit dem kaum vernehmbar gehauchten Seufzer: „O Siegfried, Du bist's?" sank sie bewußtlos in seine Arme.

Auch er schien überwältigt, erschüttert. Beinahe entgeistert starrte er auf die schöne Gestalt, die schlaff an seinem Busen hing. — Niemand wagte mehr die Hand nach Adriana auszustrecken. Die Wiener kannten ihn wohl, den hübschen, gigantischen Jüngling. Er war als Abgesandter der ungarischen Brüder zu ihnen gekommen. Er hatte ihnen bisher nur Gutes und Nützliches geraten, er war in den Tagen der Unruhe, der Unschlüssigkeit und öffentlichen Bedrängnis treu an ihrer Seite gestanden. Wen er in seine Hut nahm, der mußte des Schutzes, der Schonung wert sein.

„Das arme Ding, wie todblaß sie ist!" rief dieselbe Frau, die der Komtesse die Ohrgehänge hatte rauben wollen. „Tragt sie doch zum Brunnen dort, gebt ihr zu trinken! Wir haben ihr auch gar nichts zu leid thun wollen; ohne ein bißchen Stoßen geht es im Gedränge nicht ab!"

Diese Worte erinnerten Siegfried erst daran, daß er etwas für die

Ohnmächtige thun mußte. Er trug sie bis zur nahen Apotheke und auf seine dringende Aufforderung hin wurde ihm dort auch endlich geöffnet. Der Apotheker, der zugleich Arzt war, bemühte sich, Adriana ins Leben zurückzurufen. Sie schlug bald wieder die Augen auf, ihr erster Blick suchte den Grafen; die Erinnerung an das Vorgefallene war noch verschwommen und unklar in ihr.

„Vater! Vater!" rief sie dann, sich ängstlich aufrichtend. „O, mein Gott, sie haben ihn getötet!"

Siegfried beugte sich mit bleich gewordenem Gesichte über das junge Mädchen. „Ihr Vater war also mit Ihnen?" fragte er dringend. „Ich habe ihn aber nicht gesehen — ich —" Er stockte; er mochte dem noch schwer erschütterten Mädchen nicht sagen, daß auch er das Schlimmste fürchtete. Er stand einige Sekunden lang überlegend.

„Sie sind hier sicher!" sagte er dann plötzlich, „das Volk fängt an, sich zu zerstreuen, die Gefahr für Sie ist beseitigt. Ich bitte Sie, hier meine Rückkunft abzuwarten, ich werde Ihren Vater suchen. Geben Sie mir Ihre Adresse; vielleicht ist er wohlbehalten nach Hause zurückgekehrt."

Adriana bezeichnete mit schwacher Stimme ihre Wohnung.

Siegfried fuhr betroffen zurück. „Sie leben im Hause des Kriegsministers?" sagte er. „Das ist gefährlich, Sie ahnen nicht wie sehr . . . Wenn Ihnen an Ihrer, an Ihres Vaters Sicherheit gelegen ist, so fliehen Sie jenes unheimliche Asyl, unter das der Zorn des Volkes seine furchtbaren Minen gegraben hat. Mehr darf ich nicht zu Ihrer Warnung sagen, als fliehen Sie, so lange es noch Zeit ist!"

„Sie haben mich gerettet, Siegfried!" stammelte Adriana. „Mein inniger Dank —"

„Kein Wort mehr!" unterbrach er sie mit einem finsteren Blicke. „Sie sind mir keinen Dank schuldig! Ich wollte meine Brüder, meine Gesinnungsgenossen vor einer unwürdigen Handlung bewahren — nichts weiter!"

„Sie zürnen mir also noch immer, Siegfried?"

Hatte er ihre Frage gehört? Wenigstens antwortete er ihr nicht darauf. Er drückte seine blaue Mütze tiefer in die Stirne und verließ die Apotheke. Nach einer halben Stunde erst kehrte er wieder zu Adriana zurück.

„Ihr Vater ist wie durch ein Wunder gerettet worden!" beruhigte er das angstvoll zitternde Mädchen. „Ein Mann aus dem Volke riß ihm, offenbar um ihn unkenntlich zu machen, den Cylinder vom Kopfe und warf ihm eine Arbeiterjacke über die Schultern. So konnte er endlich aus dem Gedränge nach Hause entkommen. Ich sage Ihnen aber nochmals, fliehen Sie, Sie leben auf einem Vulkane! Ich werde nicht immer gegenwärtig sein, um Sie zu schützen; ich reise heute nach Pest ab. Meine Mission ist hier beendet, mich ruft die Pflicht in mein Vaterland zurück. Gestatten Sie mir nun noch, Sie nach Hause zu geleiten. Hier, nehmen Sie dieses Tuch auf den Kopf und unter diesem groben Mantel verbergen Sie Ihr seidenes Kleid. Ich muß Sie unerkannt durch die Straßen bringen!"

Adriana gehorchte willig dieser Anordnung. Binnen weniger Sekunden war sie in eine reizende Tochter des unteren Volksstandes verwandelt. Siegfried reichte ihr den Arm. — Schweigsam legten sie den Weg nach dem Hause des Kriegsministers zurück. Sie fanden das Thor verschlossen. Adriana zog an der Glocke, ein Fenster des Erdgeschosses öffnete sich; vorsichtig streckte ein Diener den Kopf heraus.

„Ich bin es, die Tochter des Grafen Ergyedy!" rief ihm Adriana zu.

Das Fenster schloß sich, langsame Schritte kamen dem Thore näher. In diesem Augenblicke umschlang Siegfried seine junge Begleiterin und rasch wie der Blitz drückte er einen Kuß auf ihre Lippen, unbekümmert, ob irgend ein Vorübergehender diese seltsame Handlung beobachten konnte.

Adriana stieß einen Ruf der Ueberraschung, der Entrüstung aus und drängte den verwegenen Jüngling von sich zurück. Er ließ sie fast augenblicklich los.

„Du hast einst nach mir, dem armen Knaben aus dem Volke, mit der Peitsche geschlagen, stolzes Grafentöchterlein!" raunte er ihr ins Ohr. „Nun habe ich Dich aus Strafe dafür geküßt, Du spröde Jungfrau, die von keinem Manne besiegt und erobert sein will! Welche Schmach ist größer, meine einstige oder Deine jetzige? Ich denke, wir sind quitt und darum adieu! Wir sind fertig mit einander für immer!"

Das Thor öffnete sich. Siegfried verbeugte sich achtungsvoll vor der Komtesse. Wie ein schneidender Hohn drang sein respektvoller Scheidegruß an ihr Ohr! Mit einer glühenden Schamröte auf den Wangen flüchtete sie an dem Diener vorbei in ihr Zimmer. Sie verriegelte ihre Thüre.

Als der Vater gleich darauf zu ihr kam, rief sie ihm, ohne zu öffnen, zu, daß sie von einer heftigen Migräne gequält, zu Bette gegangen sei. Sie mochte, sie konnte jetzt niemanden sehen. Sie war geküßt worden, zum erstenmale, wider ihren Willen. Und sie meinte, jeder müßte das Siegel dieses Kusses auf ihren Lippen brennen sehen. — Warum aber durchrieselte dennoch ein leises Wohlgefühl, ein süßes Zusammenschauern ihre Glieder, so oft sie an jenen verpönten Augenblick, an jenen ihr verwegen geraubten Kuß dachte?

7.

Graf Sziget hatte Rosa nicht wiedergesehen; es bangte ihm vor ihr, vor dem Gefühl des Mitleids, das sie in seiner Brust erweckte. Er fürchtete im entscheidenden Augenblick ihr gegenüber Mut und Kaltblütigkeit zu verlieren.

Wallner hatte schon zweimal die Reise nach Wien machen müssen. Endlich konnte er doch die Nachricht bringen, daß Siegfried, von der Wiener Revolutionspartei mit wichtigen schriftlichen und mündlichen Instruktionen versehen am nächsten Tage in Pest eintreffen werde. — Er mußte die mit vielfachen Gefahren verknüpfte Reise zu Pferde und teilweise sogar zu Fuße zurücklegen, da sein Weg ihn mitten durch die österreichischen Militärposten führte.

„Der junge Mensch darf mit niemanden gesprochen haben, ehe er in dieses Haus kommt!" sagte Graf Sziget zu Wallner. „Sie werden ihm auf der Landstraße entgegenreiten, Sie werden ihn her zu mir bringen unter dem Vorwande, daß es sich um die Sicherheit, um das Leben seiner Schwester handelt. Er wird Ihnen folgen, und sollte er es nicht freiwillig thun wollen, so müssen ihn eben die beiden handfesten Diener, die Sie mit sich nehmen werden, zur Vernunft bringen. Und verstehen Sie mich wohl, wenn Gewaltmaßregeln nötig sind, dann werden Sie den Jüngling nicht hierher, sondern nach meinem Landhaus in Ofen bringen und mich hierauf mittelst eines Boten rufen lassen. Vergessen Sie nicht, ein Boot am Donauufer bereit zu halten, damit Sie oberhalb der Stadt überfahren und so jedes Aufsehen vermeiden können. Sollte Ihnen bei dem Transporte des jungen Sailer irgend jemand hindernd in den Weg treten wollen, so zeigen Sie diesen Ring mit dem Zeichen des ungarischen Patriotenbundes und sagen, daß Sie einen Landesverräter, einen Spion in sicheren Gewahrsam bringen. Man wird Sie dann ruhig Ihres Weges ziehen lassen. Haben Sie mich in jedem Punkte verstanden und sind Sie vor allem von der Ueberzeugung durchdrungen, daß uns Siegfried Sailer nicht entschlüpfen darf?"

„Ich bürge mit meiner Mannesehre für ihn!" beteuerte Wallner. „Ich kenne keinen anderen Stolz, als der treue Diener meines Herrn zu sein!"

„Gut, ich werde Ihnen eine glänzende Belohnung von unserem gütigen Kaiser zu verschaffen wissen, wenn unsere Pläne gelingen und dazu ist für's erste nötig, daß Siegfried Sailer in unsere Macht gerät. Gehen Sie nun, treffen Sie Ihre Vorbereitungen. Wählen Sie Josef und Ferdinand zu Ihren Begleitern, das sind Oesterreicher, wir können uns auf ihre Hilfeleistung verlassen."

Wallner verließ seinen Herrn nach wiederholter Versicherung seines Eifers und seiner Ergebenheit. Der Graf erwartete in fieberhafter Unruhe den nächsten Tag; von dem Erfolge, den er Siegfried gegenüber erzielen würde, hing das Gelingen seiner Pläne und mehr noch seine persönliche Sicherheit ab.

Siegfried Sailer selbst zog inzwischen ahnungslos die Landstraße daher. Es war meist einsam um ihn. Die unruhigen Zeiten, die Furcht vor möglichen Ueberfällen scheuchte die Leute in ihre Heimstätten zurück. Selbst die Bauern vernachlässigten ihre Felder, sie übten sich im Handhaben der Waffen, statt den Pflug zu führen. Ueberdies ahnten sie, daß schwere, vernichtungsschwangere Tage nahe waren, daß der Samen, den sie unter Mühen der Erde anvertrauten, zerstampft werden würde von den Hufen der Kriegsrosse. Dem Jüngling Siegfried aber gefiel diese Einsamkeit und Stille. Er ließ sein Pferd in voller Bequemlichkeit dahintraben. Er hatte keine Eile; vor dem Abend wollte er ohnehin nicht das Pester Stadtthor überschreiten. Seine Mission mußte jetzt noch mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben werden. Noch war die österreichische Polizei nicht machtlos geworden, noch hatte er Entdeckung, Verrat zu fürchten. Seine Gedanken schweiften weit ab, nach Wien zurück. Er sann über einem Rätsel nach. Welche Macht war es nur gewesen, die ihn gegen seinen Willen, beinahe sogar gegen sein Wissen, dazu getrieben hatte, seine Arme um die stolze Tochter des Grafen Ergyedy zu schlingen und sie mit Gewalt auf den rosigen, den spröden Mund zu küssen? War es wirklich nur die Rache gewesen für jene in der Kindheit erlittene Beleidigung? Warum erbebte dann sein Herz in Wonneschauern, wenn er an jenen gestohlenen Kuß dachte, warum schloß er so oft die Augen, um sich jene berauschende Sekunde wieder und wieder vorzumalen? Warum hatte er die Empfindung, als ob er sein Herzblut willig verspritzen könnte, nur um Adriana nur einmal, einmal noch an sein Herz zu drücken?

„O genug!" sagte er endlich mit einer gewaltsamen Willensanstrengung zu sich selber. „Ich habe das Fieber. Das kommt davon, wenn man in Zeiten lebt, in denen alle Menschen wie berauscht umhertaumeln, in Zeiten, die von neuen Ideen, von ungeahnten Bedürfnissen zu einer unnatürlichen Gärung gebracht sind. Ich phantasiere, das gefährliche Wort „Freiheit und Gleichheit" ist mir zu Kopfe gestiegen. Was anderes hat der arme Tischler Siegfried von der stolzen Gräfin zu hoffen? Peitschenhiebe, wirkliche einst, moralische jetzt. Aber sie wird wenigstens Bitterkeit und ohnmächtigen Zorn empfinden, wenn sie der Schmach gedenkt, die ihr meine Lippen zugefügt haben. Der Kuß eines Handwerkers! Arme Adriana, hochmütiges Grafentöchterlein, du kannst ihn doch nicht mehr von deinem feinen Mündchen fortwischen!"

Er lachte spöttisch auf und trieb sein Pferd zu rascherem Laufe an. Dennoch dachte er fortwährend an Adriana, an ihren Unwillen, an ihre Schamröte. Aber dazwischen trat auch ein anderes Bild: jene bleiche Mädchengestalt, die mitten im Volksgetümmel unter dem Ausrufe „Siegfried, Du bist's?" vertrauensvoll in seine Arme gesunken war. Sie hatte ihn doch nie vergessen, sie hatte ihn „Du" genannt wie einst. War das auch noch der sündige Hochmut, den er ihr so bitter in seinem Herzen vorwarf?

Unwillig strich er über seine Stirne. Wollte ihm denn keine andere Erinnerung diese unnützen, verführerischen Gedanken verdrängen helfen? Da waren seine Eltern, die er wiedersehen sollte, die arme Rosa, die auf ihn so ängstlich wartete, wie ihm Graf Sziget hatte versichern lassen. Ja, wenn er nur wieder daheim war und das Schnitzmesser in der Hand hielt und arbeitete, bis ihm der Schweiß von der Stirne rann und wenn er abends seine arme Schwester zwischen den Wiesenblumen umherführte, dann mußte in seinem Kopfe wieder die alte, vernünftige Ueberlegung eintreten und in seinem Herzen die gewohnte Ruhe und Stille.

Mehrere Reiter kamen des Weges daher und ihr Anblick entriß den Jüngling seinem Nachdenken. Er hatte sich daran gewöhnt, mißtrauisch zu sein. Die Geheimnisse, deren Träger er war, geboten ihm ja Vorsicht und Klugheit. Er fühlte sich jedoch augenblicklich beruhigt, als er Wallner, den treuen Diener des Grafen Sziget, erkannte. Er ließ sein Pferd im Schritte gehen und winkte den Reitern freundlich mit der Hand zu.

Wallner sprengte sogleich zu dem Jüngling heran. Seine Miene hatte etwas Bekümmertes, Besorgtes, das sogleich auffallen mußte.

„Was ist geschehen?“ rief Siegfried unruhig. „Droht unserer gerechten Sache Gefahr? Gewinnen unsere Unterdrücker die Oberhand?“

„Nein, ich suche Sie, armer junger Mann, meine Botschaft ist für Sie persönlich. Mich schickt mein Herr. Ihre Schwester ist krank, sterbenskrank vielleicht, sie verlangt dringend nach Ihnen!“

Siegfried zuckte schmerzlich zusammen. „Arme Rosa!“ murmelte er. „Und meine armen Eltern, wie vielem Schmerz und wie vieler Angst mußte ich sie überlassen. Ich will sogleich zu meiner Schwester,“ sagte er zu Wallner. „Mein Weg führt mich am Vaterhause vorüber. Ich darf den Meinen eine halbe Stunde gönnen. Sagen Sie dem Grafen, daß ich längstens binnen zwei Stunden am Orte sein werde, wo mich die Unseren erwarten. Er mag mich entschuldigen. — Ich kann dem Drängen meines Herzens, die Meinen zu sehen, nicht widerstehen!“

„Rosa befindet sich aber nicht im Elternhause,“ berichtete Wallner. „Sie war halb erfroren, halb verhungert, als wir sie am Donauufer auffanden. Wir brachten sie in das Haus unseres Herrn, welches näher gelegen war. Sie wurde gleich so krank, daß der Arzt verbot, sie von der Stelle zu bewegen.“

„Und warum erfahre ich das erst heute?“ rief Siegfried mit schmerzlichem Vorwurf.

„Die Patrioten fürchteten, daß Ihnen der Schmerz, die Sorge um Ihre Schwester Mut und Thatkraft rauben würde, so daß Sie am Ende unverrichteter Dinge und vor der Zeit nach Pest zurückkehren könnten.“

„Habe ich nicht bewiesen, daß ich die Interessen meines Vaterlandes über meine persönlichen Gefühle zu setzen weiß?“ fragte Siegfried. „Doch genug. Kommen Sie, führen Sie mich zu meiner Schwester. Vielleicht wird mein Anblick sie trösten, ihr Leiden mildern. Es wäre ein unermeßlicher Schmerz für mich, wenn ich Rosa verlieren müßte.“

Wallner atmete erleichtert auf. Das ging alles ganz glatt und trefflich. Keine Gewaltmaßregel war nötig gegen den Jüngling, dessen gigantische Formen immerhin einen Kampf schwer und gefährlich erscheinen ließen. Er ritt seinen Begleitern nun freiwillig und ungeduldig voran. Er selber lieferte sich in die Hände des Grafen.

Als Wallner den gräflichen Palast von einer Straßenecke aus übersehen konnte, sagte er zu Siegfried: „Ich sehe die Fenster des Zimmers, in dem sich die arme Kleine befindet, lebhaft erhellt. Mein Gott, sollte das ein schlimmes Zeichen sein? Dort brannte sonst immer nur eine dicht verhängte Lampe.“

Siegfried sprengte wie sinnlos voran. Wie ein Sinnloser schlug er mit dem Klopfer an das verschlossene Thor.

Wallner ritt an seiner Seite. Beide stiegen ab und warfen dem Diener, der inzwischen geöffnet hatte, die Zügel der Pferde zu.

„Wie geht's meiner Schwester?“ fragte Siegfried mit zitternder Stimme.

Der Diener blickte etwas verwundert auf. Er hatte Siegfried nie gesehen, er begriff den Sinn der Frage nicht.

Wallner erfaßte den Arm des Jünglings und zog ihn mit sich in den Thorweg. „Dort im Erdgeschoß finden wir meine Frau, sie wird uns am besten Auskunft geben können, denn sie bekümmert sich sehr viel um Rosa.“

Aber nicht Frau Wallner, sondern Graf Sziget befand sich in dem großen Waffensaale, dessen Thüre der Haushofmeister öffnete.

Siegfried ging begierig auf den Grafen zu. „Verzeihen Sie dieses kühne Eindringen, Herr Graf!“ sagte er hastig. „Doch mich leitet die Angst. Aus Barmherzigkeit, verhehlen Sie mir nicht, was ich für meine Schwester zu fürchten habe.“

„Beruhigen Sie sich, Ihre Schwester lebt und befindet sich körperlich wohl!“ erwiderte der Graf mit unbewegter Stimme. „Sie werden dieselbe später sehen. Für jetzt setzen Sie sich hier an meine Seite, ich habe wichtiges mit Ihnen zu sprechen.“

„Herr Graf, sobald ich über das Befinden meiner Schwester beruhigt bin, habe ich andere und nicht minder heilige Pflichten zu erfüllen. — Vielleicht ließ ich mich durch meine Angst um Rosa schon zu einer allzulangen Zögerung hinreißen. Die Häupter unseres Bundes erwarten mich. Ich habe wichtige Rechenschaften und Berichte abzulegen. Ich bin der Ueberbringer bedeutungsschwerer Nachrichten, wie Sie wohl wissen werden. Gestatten Sie mir deshalb, Rosa für einen Augenblick zu sehen und lassen Sie mich dann meine geheiligte Mission an meinem Vaterlande erfüllen.“

„Sie können sich jeden weiteren Weg ersparen,“ sagte der Graf kalt. „Uebergeben Sie mir Ihre Instruktionen und Feldzugspläne, dann werde ich Sie augenblicklich zu Ihrer Schwester führen lassen. Später können wir immerhin noch mehr sprechen.“

Siegfried blickte mit unverhehlter Ueberraschung auf den Grafen. „Haben Sie eine Vollmacht unseres Bundes aufzuweisen, um meine Papiere, meine Berichte in Empfang zu nehmen?“ fragte er unsicher. „Nicht hier sollte ich Rechenschaft über den Erfolg meiner Sendung ablegen. In die Hände von A . . . . und K . . . . allein darf ich meine wichtigen Dokumente übergeben.“

„Thor, es handelt sich nicht um Deine Ansichten, um Deinen Willen!“ fuhr der Graf ungeduldig auf. „Du bist in meiner Macht, Du wirst mir Deine Papiere ausliefern, Du wirst mir das Wichtigere und Bedeutungsvollere erzählen, was man Dir mündlich aufgetragen hat. Ich befehle es Dir. Erspare Dir und mir jedes unnütze Zögern.“

Siegfried kreuzte ruhig die Hände über der Brust. „Herr Graf, ich achte Sie als ein Mitglied unseres heiligen, patriotischen Bundes!“ sagte er. „Ich glaube, daß dies eine Probe ist, ob ich es ernst mit meiner Aufgabe meine, ob ich die mir anvertrauten Geheimnisse zu bewahren weiß. Nur ist es seltsam, daß man mich der Probe erst unterwirft, nachdem man mich eine so wichtige und entscheidungsvolle Mission hat vollziehen lassen.“

„Wie viel müßiges Geschwätze! Ich sage Dir, gib mir die Papiere, Junge; ich habe das Recht sie zu verlangen, ich bin Mitglied des Bundes.“

„Mein Auftrag lautet an A . . . . oder K . . . . allein!“ rief Siegfried entschlossen. „Niemand kann mich zwingen, zum Verräter an denen zu werden, die mir ihr Vertrauen schenkten.“

„So werde ich Dir die Dokumente mit Gewalt abnehmen lassen!“ drohte Graf Sziget. „Du bist in meinem Hause, in meiner Macht, ich habe Diener genug, die Deinen verwegenen Trotz zu bändigen vermögen.“

„O, man raube mir immerhin die Papiere, sie sind wertlos, unverständlich ohne meine mündlichen Erklärungen. Meine Lippen aber versiegelt ein siebenfacher Schwur. Eher könnten Sie das Herz meiner Brust entreißen, als meinem Munde ein Wort des Verrates.“

„So will ich doch sehen, ob ich das Siegel nicht zu lösen vermag,“ lachte der Graf höhnisch auf. Er klingelte, worauf Wallner eintrat.

„Dieser Mann ist ein Vaterlandsverräter,“ sagte der Graf. „Es ist meine Pflicht, ihn in die Gewalt unseres patriotischen Bundes zu überliefern und ihm die kompromittierenden Papiere abzunehmen, die er mit sich führt. Rufen Sie Josef und Ferdinand aus dem Vorzimmer.“

Wallner ließ einen gellenden Pfiff erschallen.

Zwei handfeste Diener kamen herbei und stürzten sich auf den in starrer Verwunderung dastehenden Siegfried. — Die rauhe Berührung erweckte ihn jedoch aus seiner momentanen Betäubung. Er verteidigte sich gleich einem gereizten Löwen. — Wallner und endlich auch der Graf mußte den Dienern zu Hilfe kommen. Dann erst war es möglich, den Jüngling zu bändigen und an Händen und Füßen zu fesseln.

Der Graf beugte sich über ihn und durchsuchte seine Kleider; er fand ein kleines Päckchen mit Schriften. Er legte dieselben auf den Schreibtisch. — „Gehen Sie in den Palast des Grafen A . . . .“ sagte er zu Wallner. „Bitten Sie den Herrn Grafen, sich im Laufe dieses Abends zu mir zu bemühen. Bemerken Sie ihm, daß es sich um wichtige Angelegenheiten handelt, deren Erledigung keinen Aufschub duldet. Du, Josef, gehe zu Frau Wallner und hole das irrsinnige Mädchen herbei,“ fuhr der Graf fort. „Gestatte aber nicht, daß Frau Wallner mit hieher kommt. Sage, daß ich es verboten habe. Du, Ferdinand, wirst Dich in die Loge des Portiers begeben und darüber wachen, daß kein fremder, unberufener Mensch in das Haus kommt. Du darfst nur den Grafen passieren lassen. Hast Du begriffen?“

Der Diener verbeugte sich und verließ den Waffensaal. Die anderen hatten sich schon vorher entfernt. Der Graf blieb allein mit dem gefesselten Jüngling.

„Begreifst Du nun, daß ich Dich in meiner Macht habe?“ sagte er zu demselben. „Begreifst Du, daß ich Dich nicht nur zu Grunde richten, sondern Dich auch Deiner Ehre berauben kann? Ich werde dem Grafen A . . . . sagen, daß Du mir diese Papiere angeboten hast, daß Du mit mir Verrat an Deinem Vaterlande zu Gunsten des Kaisers spinnen wolltest! Du magst immerhin dagegen schreien, daß ich Dir die Papiere mit Gewalt abnahm — der Graf wird mir mehr glauben als Dir, denn er ist mein intimster Freund. Noch kannst Du Dich retten vor solcher Schmach. Gib mir die mündlichen Erklärungen zu diesen Dokumenten, lege den Schwur des Stillschweigens ab über alles, was zwischen Dir und mir vorgefallen ist und ich werde Dich so reich belohnen, daß Deine Phantasie Dir nicht einmal eine Vorstellung von meiner Großmut zu schaffen vermag!“

Siegfried blickte mit dem Ausdrucke tödlichen, ohnmächtigen Hasses auf den Grafen.

„Das heißt, Sie stellen mir die Wahl, ob ich für einen Verräter gelten oder ein Verräter sein will!“ erwiderte er mit dumpfer Stimme. „Wohlan, thun Sie Ihr Aergstes an mir, überliefern Sie mich der Schmach, der Verachtung meiner Landesbrüder — mag man mit Stei=

nen auf mich werfen, mich den Tod der Ehrlosen sterben lassen — ich werde nicht sprechen, ich werde Ihren schändlichen Plänen nicht dienen, die ich nur dunkel erraten kann! Ich bin und bleibe der treue Sohn meines Landes, der eher sein Herzblut vergießt, als einen Verrat an der heiligen Sache der Patrioten begeht. Dies meine Antwort. Ruhig erwarte ich mein Schicksal, da mein Gewissen mich freispricht!"

„O, ich habe auch noch andere Mittel, Dich zum Sprechen zu bringen, mein Junge!" rief der Graf mit triumphierendem Blicke.

Die Thüre war aufgegangen — Rosa kam mit langsamem Schritte in den Saal herein. — Josef, der sie begleitet hatte, zog sich auf den Wink des Grafen zurück. — Ein Ausruf des Schmerzes und der Befriedigung zugleich, der von Siegfrieds Lippen drang, erregte die Aufmerksamkeit des irrsinnigen Mädchens. — Sie blickte forschend um sich und im nächsten Augenblicke sank sie lautaufschluchzend an den Hals ihres Bruders.

„O da bist Du ja nun wieder!" plauderte sie zwischen Thränen lachend. „Hast Du mir die purpurroten Blumen gebracht? Wer hat Dir die Hände gebunden, daß Du die arme Rosa nicht umarmen kannst?"

Graf Sziget unterbrach die Freudenäußerungen des jungen Mädchens, indem er sie am Arme ergriff und von dem Bruder zurückzog. Sie wehrte sich lebhaft, sie wollte nicht ablassen von dem Langentbehrten, doch der Graf hob sie rasch vom Boden auf und trug sie zu einem Lehnstuhl, in dessen Kissen er sie niedergleiten ließ.

Siegfried biß sich in ohnmächtigem Zorne die Lippen wund. Er konnte die Schwester nicht halten, nicht verteidigen; er war gefesselt, wehrlos dem Willen seines Feindes preisgegeben.

Rosa weinte und schluchzte in einem Anfalle nervöser Konvulsionen. Sie war es nicht gewöhnt, daß man sie rauh behandelte. Sie hatte bisher nur Liebe und jene Verhätschelung von den Ihren erfahren, die in gefühlvollen Familien einem leidenden oder unglücklichen Mitglied zugewendet wird.

Graf Sziget ließ einige Sekunden lang den Blick gedankenvoll, ja selbst mitleidig auf dem armen Geschöpfe ruhen. Dann wandte er sich mit einem gewaltsamen Entschlusse ab. Er trat an seinen Schreibtisch und zog eine Pistole aus dem obersten Fache hervor.

Siegfried meinte, die Drohung sei für ihn berechnet. Stolz richtete er sich auf und kehrte dem Grafen die breite, wehrlose Brust zu. „Schießen Sie!" sagte er mit fester Stimme. „Das ist ein edler Gedanke von Ihnen. Ersparen Sie mir die traurige Wahl zwischen Schande und Verbrechen! Oder — Sie werden doch nicht glauben, daß mich die Todesfurcht zum Plaudern bringen könnte?"

„Nicht die Todesfurcht, vielleicht aber Mitleid und brüderliche Liebe!" erwiderte der Graf mit sichtlicher Erregung. Er trat mit der Pistole rasch auf Rosa zu und zielte auf dieselbe. „Du wirst sprechen, oder Deine Schwester ist verloren!" fügte er drohend hinzu.

Siegfried riß unter unartikulierten Lauten der Angst, der Verzweiflung an seinen Fesseln. Vergebens; die Stricke waren zu stark und vor allem zu fest gebunden. — „Teufel, Schurke!" ächzte der Jüngling. „Was hat Dir jene Unschuldige gethan? Halt ein! Fürchte die Strafe des gerechten Gottes, halte ein, halte ein!"

„Siegfried, ich fürchte mich!" sagte die Irrsinnige in wimmernden Tönen. „Schicke den Mann mit den bösen Augen fort. Er will mich umbringen. Du bist sonst immer dagewesen, wenn ein Hund auf mich zusprang und mir etwas zuleide thun wollte. Heute jagst Du den bösen Mann nicht fort."

„Mache ein Ende!" rief der Graf ungeduldig. „Sage mir, was Dir die in Wien aufgetragen haben. — Niemand soll ahnen, daß Du mir Dein Geheimnis enthülltest. Und sei ruhig — auch ich bin Ungar, ich meine es gut mit unserem Vaterlande. Sprich, zwinge mich nicht, dieses arme Geschöpf für Deinen Starrsinn büßen zu lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Friedenskirche zu Potsdam. (Mit Text.)



Wer die Wahl hat, hat die Qual.

Beglückt durch fremde Schuld.

Novellette von Georg v. Seyfried.

(Fortsetzung.)

Volle fünf Minuten vergingen, bevor der alte Diener zurückkehrte und mit einer zuvorkommenden Höflichkeit Olivia bat, ihm zu folgen. Er führte sie die Treppe hinauf, nahm ihr den leichten Regenmantel ab und führte sie in ein großes, hell erleuchtetes Zimmer mit einem Erker, worin ein Herr an einem Schreibtische saß. Er stand auf, eine hochgewachsene schlanke Gestalt, durchaus ein anderer, als sie sich denjenigen vorgestellt hatte, dem ihr Anliegen galt.

„Verzeihung!" stammelte sie, „hier scheint ein Irrtum obzuwalten, ich wollte Herrn Robert Neubert sprechen!"

„Der bin ich, mein Fräulein," erwiderte er milde und zeigte ihr das Billet, das sie ihm soeben geschickt hatte. „Bitte, nehmen Sie Platz und sagen Sie mir, was für ein dringendes Anliegen Sie zu mir führt!" Seine Stimme war sanft und wohlklingend, und in den ernsten, gebräunten Zügen, in den großen grauen Augen, welche voll unaufdringlicher Teilnahme auf sie gerichtet waren, lag etwas mild Ermutigendes.

Olivia war im höchsten Grade betreten. Noch vor zehn Minuten war sie fest entschlossen gewesen, sich ihm zu Füßen zu werfen und nicht eher aufzustehen, als bis sie Verzeihung für ihren Bruder erlangt habe. Sie wollte den harten, strengen Mann, den sie nach Willy's Schilderung erwartet hatte, durch rührende Bitte erweichen. Seit sie sich aber diesem Manne gegenübersah, welcher sie so wohlwollend und schonend und mit so feinem Takte empfing, wußte sie sich kaum zu fassen und rang mit zu Boden gesenkten Blicken nach Worten. Herr Neubert kam übrigens bald ihrer Verlegenheit zu Hilfe.

„Ich bin Ihnen sehr zu Dank verbunden, daß Sie mich besucht und mir die Mühe erspart haben, mich mit Ihnen ins Benehmen zu setzen," hub er freundlich an. „Der Name Kreuzhaagen hat gewissermaßen die letzten Gedanken meines guten Vaters beschäftigt. Er übertrug mir die Aufgabe, sein Versäumnis wieder gut zu machen. Sagen Sie mir unumwunden, was ich für Sie thun kann, mein Fräulein!"

Olivia faßte sich schnell wieder, denn sie vergaß alles über dem Anliegen, das sie hieher geführt hatte; sie vergaß, daß der Mann, welchem sie gegenüber saß, noch beinahe jung und der Besitzer eines fast fürstlichen Vermögens war. Sie erinnerte sich nur, daß es in seiner Macht lag, ihren geliebten Bruder wegen seiner Pflichtwidrigkeit auf Lebenszeit unglücklich zu machen, ihr den einzigen, natürlichen Beschützer und Freund zu rauben. Sie erzählte also kurz und bündig, wie Wilhelm durch leichtsinnige Freunde verführt, in die Hände einer Spielerbande geraten und durch anfänglichen Gewinn zu dem Wahn verlockt worden sei, hier ein kleines Vermögen mühelos erringen zu können, und wie dieser Wahn damit geendet, daß er dreihundert Thaler aus der ihm anvertrauten Kasse genommen habe.

„Ich schwöre es Ihnen, Herr Neubert, Wilhelm ist kein böser Mensch," schloß sie; „er ist nur schwach und haltlos gewesen; aber er ist noch jung und wird den Fehler wieder gut machen. Wir beide wollen unverdrossen arbeiten, bis wir Willys Schuld abgetragen haben werden! O, bei dem Andenken Ihres teuren Vaters, erbarmen Sie sich unser!"

In der Heftigkeit ihrer Gemütsbewegung war sie vor ihm auf die Kniee gesunken und hatte die thränenvollen Blicke, die gefalteten Hände zu ihm erhoben. Der Anblick ihres Jammers und ihrer demutsvollen Zerknirschung sprach vielleicht mächtiger zu Roberts Herz als ihre Unschuld und ihr Liebreiz gethan haben würden; er hob sie sanft vom Boden auf.

„Kommen Sie, mein Kind! fassen Sie sich und halten Sie mich nicht für einen hartherzigen, rücksichtslosen Menschen!" erwiderte Robert. „So wehe es Ihnen vielleicht auch thun mag, von der Sache selbst zu reden, so müssen wir doch davon ausführlicher sprechen. Erlauben Sie mir die Frage: wie Sie die Mitwisserin dieses Geheimnisses geworden sind?"

„O, nicht unvorbereitet und doch auf eine schreckliche, überwältigende Weise," sagte Olivia. „Ich hatte schon seit einigen Wochen an meinem Bruder eine ungewöhnliche Verstörtheit, Aufregung, Unruhe und Düsterkeit bemerkt und mich vergebens bemüht, die Ursache derselben kennen zu lernen. Willy ging nicht mehr aus und mied seine frühere Gesellschaft und alle Ausgaben; er saß oft stundenlang wortlos brütend da, erschrak bei jedem Geräusch auf der Treppe, schrieb bis tief in die Nacht hinein Briefe und empfing deren, die ihn noch nervöser stimmten. Da kam vorigen Montag ein Mann in unsere Wohnung, welcher den Bruder zu sprechen verlangte und trotz meiner Versicherung, daß Willy vor Abend nicht nach Hause kommen werde, mich nicht verlassen wollte, sondern allerlei indiskrete Fragen an mich stellte über Willys Einkommen, unser Vermögen, unsere Aussichten, meinen Verdienst, und endlich, als ich keine Antwort mehr geben wollte, mit der Erklärung herausrückte: er heiße Mayer und sei Geldverleiher, und in dieser Eigenschaft von meinem Bruder angegangen worden, ihm eine Summe vorzustrecken, welche Mayer ihm borgen würde, wenn ich mich verpflichten und zwei gute Bürgen finden würde . . ."

„Also ein Wucherer? Ich begreife nun alles," fiel Robert ihr ernst ins Wort. „Und Sie haben die Verpflichtung übernommen," setzte er besorgt hinzu.

„Mit nichten — der fremde Mensch benahm sich so zudringlich, daß ich ihm die Thüre wies . . . Willy aber mußte mir am Abend gestehen, wozu er das Geld haben wollte, und ich ward von dem, was er mir eröffnete, so niedergeschmettert, daß, wenn nicht Herr Benedikt Neubert so schwer erkrankt gewesen, ich zu ihm geeilt wäre, um mich ihm zu Füßen zu werfen. Aber am andern Tag starb Ihr Herr Vater . ."

„Und Ihr Bruder hat wohl, um seinen Fehltritt zu bemänteln, falsche Einträge in seine Bücher gemacht, nicht wahr?"

„Ums Himmels willen, hat er dies wirklich gethan?" rief Olivia voll Angst. „O nein, nein! Willy kann nicht so tief gesunken sein, daß er auch noch dieses Vergehen auf sich lud! Gewiß nicht!"

„Jenun, wir werden ja morgen sehen," entgegnete Herr Neubert gelassen. „Ich will die Sache in aller Stille untersuchen und mit aller möglichen Schonung behandeln!"

„Gott vergelte es Ihnen und segne Sie dafür!" rief Olivia voll innigen Dankes. „Und damit Sie sehen, daß es unser beider ernste Absicht ist, für den Schaden aufzukommen, bitte ich Sie, nehmen Sie einstweilen dies!" Und sie legte ihm ein kleines Päckchen in die Hand, das er nach einem fragenden Blick auf ihre glühenden Wangen und glänzenden Augen öffnete. Das Päckchen enthielt einige hübsche Pretiosen, eine goldene Uhr mit Kette und einige Goldstücke.

„Was ist dies? was soll ich damit thun?" fragte Robert ruhig.

„Es ist ein Teil des Schmuckes meiner teuren Mutter, den ich geerbt habe, und mein Sparpfennig, verdient mit ehrlicher Arbeit," stammelte sie. „O, nehmen Sie diese Pfänder, bis es uns gelingt, Ihnen ehrlich gerecht zu werden!"

„Sie arbeiten ums Geld, Fräulein Kreuzhaagen?" fragte Robert, von den Pretiosen aufblickend.

„Ja, mein Herr!" ich retouchiere Photographien und male Fächer. Ich konnte es nicht übers Herz bringen, müssig zu sein und meinen Bruder für mich sorgen zu lassen!"

„Das ist aber eine schlecht bezahlte Arbeit!"

„Nicht doch, sie trägt mir immerhin wöchentlich im Durchschnitt zwei Thaler ein, wenn ich fleißig bin," erwiderte Olivia unbefangen. „Arbeit schändet nicht, erhält an Leib und Seele gesund, und Sie sehen, ich habe noch einiges erspart . . ."

Herr Neubert stand auf und ging für einige Augenblicke zu seinem Schreibtische, als ob er dort etwas suche. Er wollte dem jungen Mädchen seine Bewegung verbergen. Als er sich wieder zu Olivien wandte, war seine Miene ruhig und ernst wie zuvor, aber sein Auge hing mit einem unverkennbaren Interesse an Oliviens Zügen.

„Fräulein Kreuzhaagen, ich danke Ihnen nochmals, daß Sie mir meine Aufgabe so wesentlich erleichtert haben," sagte er sanft. „Es war meine Absicht, Sie aufzusuchen und zu ermitteln, in welcher Weise ich Ihnen nützen könne. Ich beklage es sehr, daß Ihr Bruder durch seine leichtsinnige und pflichtwidrige Handlungsweise mein Vertrauen verscherzt hat, aber ich hoffe, die ausgestandenen Aengsten und Gewissensbisse und das Leid, was er über Sie dadurch verhängt hat, werden ihm für die Zukunft eine Warnung und eine gute Lehre sein. Ich brauche Ihnen nach dem vorhin Mitgeteilten wohl kaum erst zu versichern, daß ich gegen Ihren Bruder nicht gerichtlich einschreiten werde; allein die Sache soll trotzdem von mir genau untersucht werden. Ist Ihr Bruder nur durch schlechte Gesellschaft in Versuchungen geführt worden, denen er nicht widerstehen konnte, so ist es meine Pflicht, ihn aus diesem Verkehrskreise herauszureißen. Was mit ihm geschehen soll, das muß sich aus dem Resultat der Untersuchung ergeben. Diese Pfänder aber, die Sie mir angeboten haben, werden vorerst in meiner Verwahrung am sichersten sein. Wollen Sie sich mir als einem Freunde anvertrauen und es mir überlassen, die Sache zu einem günstigen Ausgang zu führen?"

„Gewiß — von ganzem Herzen!" flüsterte Olivia tiefbewegt.

„Wohlan, weiß Ihr Bruder um Ihren Besuch bei mir?"

„Nein, Herr Neubert! ich wollte nur seinem Stolze eine Demütigung ersparen!"

„Gut, so versprechen Sie mir, ihn auch in so lange darüber in Unwissenheit zu lassen, bis ich Ihnen erlaube, davon zu reden! Wollen Sie mir Ihr Wort hierauf geben?" fragte Robert und hielt ihr die Hand hin.

„Sie haben mein Wort, Herr Neubert!" flüsterte sie und reichte ihm verwirrt ihre schmale Hand, die er herzlich schüttelte.

„So betrachten Sie die Sache vorerst als beigelegt und entschlagen Sie sich aller Aengsten, Fräulein Kreuzhaagen! Sehen Sie in mir einen Freund, von dem Sie bald mehr hören werden!"

Er stand auf und Olivia war so überwältigt von ihren Empfindungen, daß sie nur einige Worte des Dankes stammeln konnte. Robert geleitete sie bis zur Treppe und empfahl sie dem alten Diener, welcher sie bis zu ihrer Wohnung begleiten sollte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tage berief Robert Neubert den jungen Wilhelm Kreuzhaagen in sein Privat-Comptoir und bat ihn, seine Kasse und Kassenbücher vorzulegen. Es fand sich ein Abmangel von 280 Thalern, für welchen Willy einen Schuldschein in die Kasse gelegt hatte; der Manco war nicht durch falsche Einträge zu verdecken gesucht worden. Herr Neubert hielt ihm in ernsten, eindringlichen Worten sein Vergehen vor

und nahm ihm dasselbe Versprechen ab, welches Willy seiner Schwester gegeben hatte.

„Ich muß von Ihnen jedoch noch eine weitere Garantie für Ihr künftiges Wohlverhalten verlangen, junger Mann,“ sagte Robert sodann. „Sie werden anstatt dieses Schuldscheins mir einen andern ausstellen, welcher die Eigenschaft eines Solawechsels drei Tage nach Sicht zahlbar hat und auf welchem Sie den Beweggrund anführen, welcher Sie veranlaßte, sich an den Geldern unseres Hauses zu vergreifen. Ich lege Ihnen damit keine Falle, aber ich gebe Ihnen die warnende Versicherung, daß ich diese Urkunde an dem Tage gegen Sie in Anwendung bringen werde, wo ich erfahre, daß Sie abermals schwach gewesen sind, vom Pfade der Ehre und der Pflicht abzuweichen. Ich glaube diese Sühne dem Andenken Ihres Vaters und der Wohlfahrt Ihrer Schwester schuldig zu sein!“

Wilhelm war von dieser Güte ebenso beschämt als tief ergriffen, stellte die verlangte Urkunde aus, und sah, wie Robert Neubert seinen andern Schuldbrief zerriß und verbrannte. Dann behändigte ihm Herr Neubert die fehlenden 280 Thaler und hieß ihn, die Kasse und das Kassenbuch einem seiner älteren Kollegen zu übergeben.

„Sie sind in Zukunft Korrespondent, um vor Versuchungen sicher zu sein,“ sagte er; „was weiter mit Ihnen geschehen wird, soll von Ihrem Wohlverhalten abhängen!“ — Er lehnte den Dank des jungen Mannes kurzweg ab, und Willy dankte in seinem Herzen Gott, daß er solch wohlfeilen Kaufs weggekommen sei. Er wußte sehr gut, welche strengen Begriffe von Vergehen und Strafe Herr Robert Neubert habe und daß es ein Akt besonderer Milde sei, daß derselbe so gegen ihn verfahren, obschon er nicht ahnte, daß ohne die Erinnerung Roberts an zwei thränenvolle Augen und einen in höchster Seelenangst bebenden kleinen Mund er vielleicht nicht so weggekommen wäre. Herr Neubert behandelte ihn fortan, so oft er mit ihm zu verkehren hatte, ganz wie die anderen Commis, schien aber in keine weitere Berührung mit ihm treten zu wollen.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte des „Cursus publicus“ der Römer.

Kulturhistorische Skizze von E. König. (Schluß.)

Den Kursus nach Persien ließ er Kaiser Justinian zwar in seinem vorigen Stande, für den übrigen Orient aber bis nach Aegypten stellte er auf eine Tagereise nur eine einzige Station auf und diese nicht von Pferden, sondern gewöhnlichen Eseln. Deshalb erhielt er von den Vorgängen in den Provinzen erst spät und nach Ablauf der Vorgänge Nachricht, und so konnte er natürlicherweise nicht die notwendigen Maßregeln mehr ergreifen; die Feldbesitzer aber erlitten Verluste, da sie von ihren Früchten keinen Vorteil zogen und diese nutzlos dalagen. So weit die Data von der äußeren Geschichte der römischen Staatspost, soweit sie sich aus den Nachrichten der alten Schriftsteller zusammenstellen ließen.

Gehen wir nun auf die Darstellung der römischen Staatspost in ihrem Wesen über. Der Cursus publicus war eine teils auf öffentliche, teils auf Privatkosten, eigentlich nur zu öffentlichen Zwecken auf bestimmten Heerstraßen bewirkte Beförderung von Personen und Sachen durch Menschen, Pferde, Maulesel, Esel oder Ochsen, welche in bestimmten Entfernungen gewechselt wurden. Neben der Personen- (Beamten-) Beförderung war derselbe auch zum Fortschaffen der kaiserlichen Gelder und Kriegsbedürfnisse bestimmt. — Von den Posteinrichtungen neuerer Zeit unterscheidet sich der Cursus publicus hauptsächlich dadurch, daß sich nicht jedermann, sondern nur gewisse Staatsbeamte und solche, denen es besonders erlaubt war, des Kursus bedienen konnten. Zu diesem Zwecke waren Beamte bezeichnet, welche Erlaubnis zum Gebrauch des Kursus erteilten und denselben nach Belieben selbst benutzen konnten, und andere, welchen solche Erlaubnis — und in welcher Ausdehnung! — erteilt werden durfte. — Zum Gebrauch der Staatspost mußte man sich durch ein Diploma (Anweisung), welche dem, der im Namen des Staats eine Reise machte, gegeben wurde, damit er in einzelnen Städten alles zur Reise Nötige erhalte, auch Syathema und Tractoria oder Evectio, legitimieren. Zum Siegeln dieser Diplomata bediente sich Kaiser Augustus eines Siegelringes, worauf anfangs nur eine Sphinx, nachher das Bildnis Alexander des Großen, und zuletzt sein eigenes, dessen sich auch die folgenden Fürsten zum Siegeln bedienten, eingegraben war.

Evectio bezeichnet teils die jemanden erteilte Erlaubnis, sich der Staatspost bedienen zu können, teils und zwar gewöhnlich das Schreiben, in welchem jene Erlaubnis ausgesprochen wurde, also Erlaubnisschein. Tractoria ist ebensoviel wie Evectio, also sowohl die Erlaubnis zum Gebrauch des Cursus publicus, wie auch das Schreiben, in welchem diese Erlaubnis denen erteilt wird, welche der Kaiser zu sich beruft, oder welche vom Kaiser heimkehren. In denselben waren sogleich die Orte (stativa) bestimmt, in welchen die Reisenden ausruhen und liegen bleiben konnten (gewöhnlich zwei Tage), daher tractoriæ cum stativis, Reisevollmachten mit Angabe der Ruheorte, und tractoriæ cum necessariis, Reisevollmachten mit Anweisungen auf Proviant, dessen man sich unterwegs auf öffentliche Kosten bedienen solle. Jene sollen jedem, diese aber — mit Anweisung einer Dienerschaft und Begleitung — nur ausnahmsweise erteilt werden.

Wir geben hier das noch vorhandene Schema eines Reisescheins, tractoria cum necessariis:

„. . . . Kaiser, allen unsern Befehlshabern jedes Orts. Wir thun kund, daß wir den . . . . als unsern Gesandten nach . . . . abgeschickt haben. Darum befehlen wir euch durch Gegenwärtiges, daß ihr demselben (Zahl) Pferde und soviel Lebensmittel liefert, wie derselbe nötig hat, nämlich . . . . gewöhnliche (Veredi) und . . . . Hilfspferde (Parhippi), ... Brot, ... Maß Wein, ... Bier, ... Pfund Speck, ... Fleisch, ... Schweine, ... Hammel, ... Lämmer, ... junge Gänse, ... Fasanen, ... junge Hühner, ... Oel, ... Pöckelsalz (Salzbrühe), ... Honig, ... Essig, ... Kümmel, ... Pfeffer, ... Gewürznäglein, ... Zimmt, ... Mastixkörner, ... Dattelpflaumen, ... Pistazien, ... Mandeln, ... Wachs, ... Salz, ... Heu, ... Hafer, ... Stroh. Sorgt dafür, daß alle diese Dinge hinreichend, vollständig, ohne Säumen und zusammen geliefert werden.“

Das Recht, einen solchen Erlaubnisschein auszustellen, sollte außer dem Kaiser (und in dessen Namen der magister officiorum) nur der Präfectus prätorio, auch der Präfectus urbi in beschränktem Umfange haben. Mehrere Kaiser dehnten dieses Recht weiter aus, andere, und namentlich Kaiser Julianus, wollten dasselbe auf den Kaiser und den Präfectus prätorio beschränkt wissen. Nur zur Einbringung der kaiserlichen Einnahmen, sie mochten in Gold, Silber oder Uniformen bestehen, durften die Vicarien und in ihrer Abwesenheit die Rectores provinciarum Erlaubnis erteilen.

Da der Cursus publicus auch auf Flüssen, Seen und Meeren fortgesetzt wurde, so konnten auch Evectiones navates ausgestellt werden. Eben so frei und offen, wie zu Lande, ist auch die Gemeinschaft des römischen Reiches zur See. Die Provinzen umgaben und umschlossen das mittelländische Meer und Italien ragte inmitten dieses großen Sees hervor. Italiens Küsten hatten durchgängig keinen sichern Hafen, aber Menschenfleiß hatte die Natur verbessert, und der künstliche Hafen von Ostia insbesondere, der an der Mündung der Tiber lag und vom Kaiser Claudius gebaut wurde, war ein nützliches Denkmal römischer Größe. Von hier (bloß 16 Meilen von der Hauptstadt) brachte ein günstiger Wind Schiffe in 7 Tagen zu den Säulen des Herkules, und in 9 oder 10 nach Alexandrien in Aegypten.

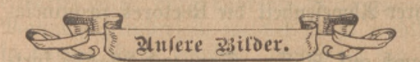
Erlaubnisscheine wurden im Allgemeinen den Gesandten des römischen Volkes, des römischen Senats, der Provinzialen und auswärtigen Nationen erteilt. Den letzteren (Legaten auswärtiger Nationen) war sogar das Recht zugestanden, sich auf eigene Faust der Staatspost zu bedienen, und war diese letztere durch gegenseitige Verträge garantiert, ein Recht, das sonst nur dem Kaiser und Präfectus prätorio, der außer den Pferden 2 Angarien (mit 4 Ochsen bespannte Fuhrwerke) gebrauchen konnte, zustand.

Außer den aufgezählten Legaten erlaubten die Bestimmungen der evectiones einem Agen sin rebus und Curiosus (Hofbeamten zur Erforschung von Neuigkeiten im ausgedehntesten Sinne, alias Staatsspione) jedesmal 2 Pferde, einem Comes (einem der höchsten Hofbeamten), 4 Pferde mit einem Beypferde, einem Tribunus militum (Kriegsobersten) 3 Pferde, einem Vicarius (Statthalter in den Provinzen) 30 Esel (im Orient), oder 10 Pferde zu gebrauchen. Ueberdies erhielten einige Beamte vom Kaiser jährlich eine gewisse Anzahl Freischeine zu Dienstreisen; ein Vicarius 10—12, und die Präsides je 2. Dies alles war übrigens zu verschiedenen Zeiten verschieden. — Ein Kaiser gab Bestimmungen, welche nicht nur den Beamten, sondern sogar verdienten Privatpersonen den Gebrauch des Cursus gestattete; ein anderer hob sie wieder auf, alle Kaiser aber setzten schwere Strafen darauf, wenn die im Erlaubnisscheine bewilligte Anzahl Tiere überschritten, ein Erlaubnisschein über die Zeit der Gültigkeit hinaus benutzt, ein schon gebrauchter Schein nochmals in Gebrauch gesetzt, ein Zug- und Lasttier überladen, die Staatspost ohne Erlaubnisschein gebraucht und ein erlangter Erlaubnisschein verkauft wurde. Von Pertinax ist bekannt, daß, als er noch centurio war, diese Vorschrift übertrat und vom Statthalter in Syrien verhaftet wurde und zur Strafe seine Reise von Antiochien bis an seinen Bestimmungsort zu Fuße machen mußte. Auf die zuletzt genannte Uebertretung stand die Strafe des Exils, ja von Theodosius M. wurde sogar die Todesstrafe darauf gesetzt; fiel hierunter den Kontrollbeamten, welche die Erlaubnisscheine zu lesen und mit ihrer Unterschrift zu versehen hatten, eine Dienstnachlässigkeit zur Last, so wurden sie ebenfalls zur Verantwortung gezogen und bestraft.

Aus allen diesen Einrichtungen geht hervor, daß die Posten (cursus publicus) nur für Zwecke der Staatsregierung vorhanden waren, wenngleich dieselben, was immer nur selten und ausnahmsweise geschah, von Privaten gebraucht wurden, und wir wohl annehmen können, daß der Spekulationsgeist solche in mancherlei Beziehung nicht unbenutzt gelassen hat. Diese Anstalt war übrigens im allgemeinen kein Bedürfnis für die Private; denn der Handel im großen und ganzen lag im römischen Reiche in der Kindheit, und die meisten Bedürfnisse, welche Italien selbst nicht hervorbrachte, konnten leicht von den fruchtbaren Küsten des mittelländischen Meeres und die Luxusartikel aus Phönizien, namentlich aber aus Alexandrien und Aegypten bezogen werden, wobei

wir beiläufig nur an die regelmäßig aus Afrika kommenden Getreideflotten erinnern. Da der Cursus publicus also rein für den öffentlichen Dienst eingerichtet war, so läßt sich der zweite und dritte Unterschied der damaligen und späteren Posteinrichtungen, nämlich die unentgeltliche Beförderung und der unbestimmte, unregelmäßige Abgang und die Ankunft des cursus publicus leicht erklären. Da die Beamten nur in Staatsangelegenheiten reisten und also für ihre Reisekosten hätten entschädigt werden müssen, so war es weit einfacher, daß der Staat ihnen unmittelbar auf seine Kosten die verschiedenen Bedürfnisse zukommen ließ. Unregelmäßig mußte der Natur der Sache nach diese Einrichtung sein, da die Beförderung der zum Postgebrauch Berechtigten nur in nötigen Fällen stattfand.

Abgesehen von den drei angegebenen Abweichungen läßt sich aber die Aehnlichkeit des Cursus publicus, insofern man auf die Beförderungsanstalt an und für sich (das Wechseln der Postillons und Gespanne auf Stationen, das Vorhandensein von einer Anzahl Zug- und Reittieren) und die Verwaltung, Kontrolle und die Vorschriften, wodurch die Verwaltungsbeamten, sowie die sich der Anstalt Bedienenden, über ihre Pflichten und Obliegenheiten belehrt werden, Rücksicht nimmt, nicht verkennen; es läßt sich daher auch wohl rechtfertigen, wenn man den Ausdruck Cursus publicus in Ermangelung eines anderen Wortes durch Staatspost wiedergibt.



Unsere Bilder.

König Milan I. Obrenowitsch von Serbien. Der gegenwärtige König von Serbien, Milan Obrenowitsch I., ist geboren den 10./22. August 1854 als der Sohn von Milosch Obrenowitsch, dem Enkel von Jefrem, Halbbruder des Fürsten Milosch. Als sein Oheim, Fürst Michail Obrenowitsch am 10. Juni 1868 im Park von Topdschidar ermordet worden war, wurde er von der serbischen Nationalversammlung zum Fürsten erwählt, am 2. Juli als solcher proklamiert und durch eine Deputation aus Paris abgeholt, wo er damals mit seiner Mutter lebte und erzogen wurde. Am 22. August 1872 wurde er für großjährig erklärt und vermählte sich am 17. Oktober 1875 mit Natalie Ketschko, der Tochter eines russischen Garde-Obersten, welche ihm am 14. August 1876 den Prinzen Alexander gebar. Auf Rußlands Anregung und mit dessen Unterstützung begann er im Juli 1876 gleichzeitig mit Montenegro einen Krieg gegen die Türkei, der jedoch trotz des durch Tschernajeff geführten Oberbefehls ohne die Eroberung von Bosnien und die erträumten Siege nur mit der Vernichtung des serbischen Heeres bei Alexinatz endete. Von Rußland im Stich gelassen, mußte er England um Vermittelung eines Friedens anrufen, welchen ihm die Türkei im März 1877 unter ziemlich milden Bedingungen bewilligte. Sein Heer hatte ihm, in der zuversichtlichen Hoffnung auf die Eroberung von Bosnien, die Königskrone angetragen, welche er aber auf Andrängen der Mächte hatte ablehnen müssen. An dem russisch-türkischen Kriege von 1877 nahm Serbien erst nach dem Fall von Plewna (Dezember 1877) teil, zog aber daraus bedeutende Vorteile; nachdem er die Proklamation seiner Absetzung von seiten des Sultans mit der Vertreibung der letzten türkischen Truppen aus Serbien beantwortet hatte, erlangte er im Frieden von San Stefano und im Berliner Vertrag neben einer bedeutenden Gebietserweiterung auch noch die Souveränität und andere Vorteile und trat mit seinem Lande in den Kreis der europäischen Civilisation ein. Am 6. März 1881 ward Serbien zu einem Königreich erhoben. — Später, am 23. Oktober 1882 versuchte die Oberstenwitwe Helene Markowitsch aus Privatrache ein Attentat, indem sie in der Kirche eine Pistolenkugel auf ihn abschoß, ohne ihn zu verletzen, und die Unzufriedenheit eines Teils des Volks äußerte sich in Umtrieben zu Gunsten der vertriebenen Familie Karageorgiewitsch. Im Jahr 1886 begann er den Krieg gegen Bulgarien, worin er aber den Kürzeren zog und sich nur durch Anlehnung an Oesterreich-Ungarn Frieden erkaufen konnte. — Neuerdings haben die ehelichen Dissidien des Königs, der jüngst von seiner höhern Geistlichkeit die Erlaubnis zur Scheidung von seiner Gemahlin erlangt haben soll, die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf König Milan gelenkt. D. M.



Der zerstreute Michelbauer.
Der Michelbauer ist mitunter so zerstreut, daß es scheint, als wäre er ganz ohne Verstand. Den Höhepunkt erreichte diese Zerstreuung aber letzthin, als er nach einer Audienz beim Minister statt seiner Pelzmütze den Ministerhut aufsetzte und fortging.

Die Friedenskirche zu Potsdam. Potsdam, die am rechten Ufer der Havel so anmutig gelegene zweite Residenz der Könige von Preußen, hat unter den sechs jüngsten Regenten immer die Ehre gehabt, vorwiegend Sommerresidenz derselben zu sein und von ihnen verschönert und durch Monumentalbauten bereichert zu werden. Eine der sinnigsten und schönsten ist die Friedenskirche, von welcher wir vorstehend eine Ansicht geben und welche in den Jahren 1845—48 auf Befehl Friedrich Wilhelms IV. nach den Plänen der Oberbauräte Persius und Stieler erbaut worden ist. Die leitende Idee des romantischen Königs war dabei, dem weltlich-Negativen „Ohne Sorgen" (Sanssouci) das geistlich-Positive „Frieden" entgegenzustellen und so dieses edle, den ältesten Basiliken Rom's nachgeahmte Gotteshaus auf die Grenze des Parks von Sanssouci zu setzen. Der freistehende Glockenturm in sieben Stockwerken ist ein schöner edler Ziegelbau, demjenigen der Kirche Sta. Maria di Cosmedin in Rom nachgebildet. Die Kirche selbst ist ein musterhaft schöner Bau von einfacher Erhabenheit und gefälliger vollendeter Harmonie, dreischiffig, die Schiffe durch jonische Säulen von dunkelgrünem Marmor getrennt, der Fußboden mit schwarzem und weißem Marmor getäfelt; Altar und Kanzel aus pentelischem Marmor, vor dem Altar die Gruft, worin König Friedrich Wilhelm IV und seine Gemahlin Elisabeth beigesetzt sind. In der Sakristei der Kirche ist einstweilen der Sarg mit den Ueberresten unseres allgeliebten Kaisers und Königs Friedrich III. beigesetzt, bis die für ihn bestimmte Gruft fertig sein wird, welche an die Friedenskirche angebaut werden soll. Die Friedenskirche ist eine der schönsten und stilvollsten Kirchen von Berlin und Potsdam, in jeder Hinsicht besuchswert und hinterläßt einen weihevollen Eindruck. D. M.

Allerlei.

Keine Regel ohne Ausnahme. Dame: „Ich habe immer gehört, daß Gefangene nur selten lange leben." — Herr: „Mag sein, aber ich kenne eine Menge Ehemänner, die ein sehr hohes Alter erreicht haben." (Floh.)

Morgenländisches Sprichwort. Hätte die Katze Flügel, kein Sperling wäre mehr in der Luft; hätte jeder, was er wünscht — wer hätte noch was? (Teufel.)

Aus der Schule. „Lehrer: „Also, Apollo ist der Gott der Sonne, des Tageslichtes! Und wer war die Diana?" — Schülerin: „Die Göttin des Nachtlichtes!"

— Der berüchtigte l'homme gris wunderte sich über das Bemühen des Abbé Siccard, die Taubstummen sprechen zu lehren, da — wie er meinte — das Reden oft so gefährlich, das Schweigen niemals schädlich sei. St.

Abgetrumpft. „Ihre Arroganz wird mir nun schon zu dumm. Wissen Sie wer ich bin? Ich bin Feuerwehrhauptmann" — „Na, na, dann mäßigen Sie sich nur, denn ich bin Fuchsmajor." (Tägl. Rundschau.)

Verkehrte Welt. Witwe (zu einem Freier): „Sie lieben mich, Arthur? Nun gut, sprechen Sie mit meinen Kindern!" (Flieg. Bl.)

Eine denkwürdige Resolution. Als weiland Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia von dem Hofkriegsrate, unter dem Präsidium des Feldmarschalls Lacy, am 31. Dezember 1770 zur Sanction das Pensions-System für Offiziere, Witwen und Waisen unterlegt wurde, gab die unsterbliche Frau eigenhändig folgende rührende Resolution: „Dieses Werk hat mir ein ganz besonderes Wohlgefallen verursacht, daß auf die alte und meritierte Offiziers, ihre Wittiben und Kinder besser bedacht wird. Nebst so großen und heilsamen Vorkehrungen, die ich dem Präsident und Rat zu danken habe, so ist doch dieser einer, der mich am meisten freut, weillen die Billigkeit, Versorg und Menschenliebe darin vollkommen finde und also auch in all anderen Vorfallenheiten mein Vertrauen billig vermehrt. Maria Theresia."

Lösungen:

Nr. 102. D—e 8. etc.
Nr. 103. S f 5—e 8. B : L.
D f 4—d 6 etc.

Arithmogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11. Ein berühmter Bildhauer.
2 6 7 7 10 4. Ein Dichter.
3 9 1 9 10 10. Ein Meeresteil.
4 10 9 10 8 6. Eine Blume.
5 3 8 6 11. Ein altdeutscher Gott.
6 8 10 4 Ein Körperteil.
7 6 11 11 10 4. Ein Komponist.
8 6 1 1 10 7 11. Südfrüchte.
9 6 11 8 6 7 10. Eine Fußbekleidung.
10 7 9 1 10 4. Ein Fluß in Sachsen.
11 10 6 11 7 10 4. Ein deutscher Dichter.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben 1—11. L. Wick.

Homonym.

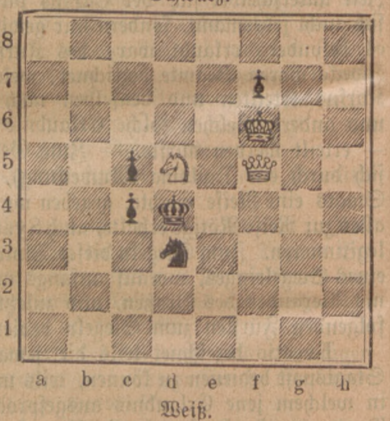
Mit K bekannter Schlachtenort,
Mit P wird es zum Baum sofort.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 104

Von W. T. Pierce.

Schwarz.



a b c d e f g h

Weiß.

Matt in 2 Zügen

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Silbenrätsels: Hamburg—Elbe; Helgoland, Alfieri, Melone, Birke, Ural, Nellstab, Garonne; des Logogryphs: Palma, Palme; des Bilderrätsels: Einigkeit erhält das Haus, Unzufriedenheit treibt das Glück hinaus.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.